Sonne unterging, war er schon über vier Meilen von seiner Heimath entfernt und schritt eben in ein großes schönes Dorf hinein, wo er sein Nachtlager zu nehmen gedachte. Er fragte nach einem Wirthshause und man wies ihn zu einem stattlich aussehenden Gebäude. Auf dem freien Platze vor demselben ragten ein paar hundertjährige, dichtbelaubte Linden in die Höhe, unter welchen auf Bänken und Tischen eine fröhliche Gesellschaft sich versammelt hatte.

Seinen Kater auf dem Arm näherte sich Richard schüchtern dem Gebäude und erkundigte sich nach dem Wirthe, zu dem er bald geführt ward.

Der Wirth zeigte sich als ein dicker, jovialer Mann, dem die Herzensgüte an dem runden Vollmondsgesichte geschrieben stand.

„Was willst du, mein Söhnchen?“ fragte er.

„Ein wenig Abendbrod,“ erwiderte Richard zutraulich, „und ein Nachtlager, wenn Beides auch nur dürftig ist. Geld habe ich aber nicht und kann Euch nichts geben als ein Gotteslohn, Herr!“

Der dicke Wirth schaute den Knaben, der ohne Geld in ein Gasthaus kam und so zuversichtlich um Abendbrod und Nachtlager bat, mit großen Augen, aber auch mit gutmüthigem Lächeln an.

„Sage, wer bist du, mein Söhnchen?“ fragte er. „Woher kommst du, wohin gehst du und was hast du eigentlich vor?“

Richard erzählte Alles, was wir schon wissen, mit der größten Offenheit, und der Wirth, der schon Anfangs an dem freundlichen, gefälligen Aeußern des Knaben seine Freude gehabt hatte, gewann ihn recht lieb, als er mit so vieler Traulichkeit seine Absichten und Hoffnungen mittheilte.

„Nun, liebes Kind,“ sagte er, „es versteht sich von selbst, daß ich dich über Nacht bei mir behalte und dir ein Abendbrod zurecht machen lasse. Aber wie wird es morgen

http://www.digibib.tu-bs.de/?docid=00059209